

SEEZEICHEN

Keine Interviews

Doch, wir hätten gerne ein Gespräch mit ihm geführt. Darüber, wie es ihm so ergangen ist in den vergangenen Jahren; wie er es verkräftigt hat, als Autor von „Schlafes Bruder“ (auch von uns) gefeiert zu werden, um mit seinen Folgerbüchern (auch von uns) in Sack und Asche kritisiert worden zu sein. Wir haben daher angefragt bei Robert Schneider, aber er lehnte ab: „... herzlichen Dank für deine nette Anfrage, und ich erinnere mich noch genau an dich. Ich gebe schon seit etlichen Jahren keine Interviews mehr. Alles, was ich zu sagen habe, sage ich in meinen Büchern. So will ich es auch in Zukunft halten. Ich bitte dich also um Nachsicht, freue mich aber sehr, dich wieder zu sehen. Dein Robert Schneider.“ – Am Dienstag, 10. Mai, 19.30 Uhr liest der Autor aus Vorarlberg aus seinem Roman „Kristus“ im Kulturzentrum am Münster in Konstanz. (opi)

Weitere Info: Tel. 07531/900-900.

KULTURNOTIZEN

Kunst: Nora Vest, Schweizer Künstlerin, zeigt ihre Bilder im Seehotel Kronenhof in Berlingen. Die Ausstellung dauert bis 1. Juli. (sk)

Jazz: Der Pianist Jacky Terrasson kommt am Donnerstag, 12. Mai, 20.30 Uhr für ein Sonderkonzert in die Gems. Es ist zugleich das 300. Konzert des Jazz-Clubs Singen. (sk)

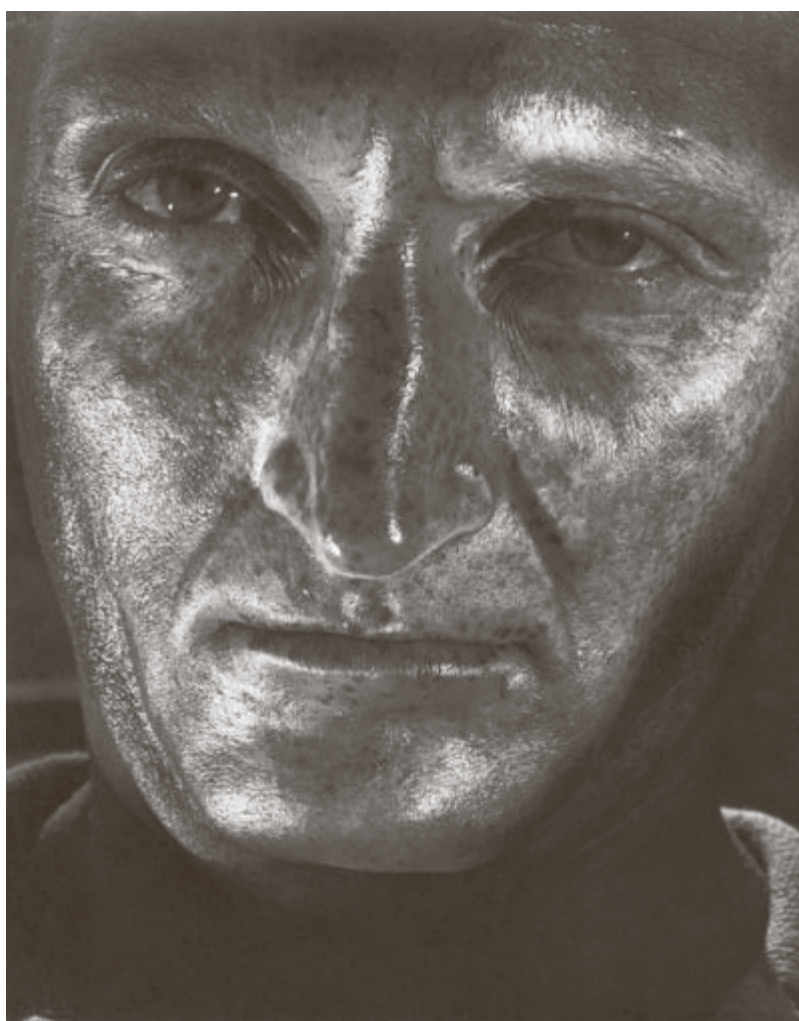
Literatur: Michael Guggenheimer liest am Donnerstag, 12. Mai, im Jüdischen Museum in Hohenms. Die Lesung ist um 19.30 Uhr. (sk)

Lichtkunst ist die Kunst, mit Licht zu gestalten.“ Das Motto des polnischen Kameramanns und Fotografen Helmar Lerski ist kurz, prägnant – und anspruchsvoll. Dank der Fotostiftung Schweiz in Winterthur und ihrer Zusammenarbeit mit dem Folkwang Museum in Essen ist der Zyklus von Lerskis „Metamorphosen des Gesichts“ erstmals vollumfänglich in der Schweiz zu sehen. Parallel dazu zeigt das Fotomuseum Winterthur aus seiner Sammlung „Der Traum vom Ich, der Traum von der Welt“ und die Einzelausstellung „Porträts von Rineke Dijkstra“.

Mit seinem von Leidenschaft und Besessenheit geprägten Langzeitprojekt der mimischen Metamorphosen bringt Helmar Lerski (1871-1956) der auf Konvention und Richtwerte hin glatt polierten Oberfläche der zeitgenössischen Porträtfotografie der 20er und 30er Jahre empfindliche Kerben bei. Er stößt den Diskurs um die Wahrnehmung des menschlichen Gesichts in dessen Reduktion zu einem alles beinhaltenden Porträt oder seiner vielschichtigen Nuancierung in einer Sequenz neu an. Lerskis Denkanstoß ist sein eigener Regelverstoß, inhaltlich wie aus lichtbildnerischer Sicht.

Weiche, schmeichelnde Lichter und Schatten sowie eine wohlwollende Distanz und Perspektive zum Objekt kehrt Lerski in ihr Gegenteil. Mit Hilfe von etlichen Spiegeln und speziellen Blenden erzeugt er harte Kontraste und gelangt so zu seiner unverwechselbaren Lichtdramaturgie. Zusätzlich rückt er seinem mimischen Modell derart dicht auf, dass es gelegentlich schmerzhaft wirkt, zumindest jedoch befremdlich. Aus einer geläufigen Nahdistanz heraus betrachtet, erscheint sein Modell, ein ihm befreundeter Hochbautechniker namens Leo Uschatz, eher unscheinbar und banal – ein Gesicht unter vielen.

Auf den ersten Bildern der 175 Exponate umfassenden „Metamorpho-



Eine beispielhafte Arbeit des polnischen Kameramanns und Fotografen Helmar Lerski. BILD: MUSEUM

sen“ wirkt Uschatz zurückhaltend, in sich gekehrt, skeptisch. Schauspielerei weder talentiert noch ambitioniert, erträgt er geduldig die zahlreichen, anstrengenden Sitzungen und Lerskis wortkarge Anweisungen. Im Verlauf jedoch entstehen serielle Ein-

zelbilder, welche ein völlig anderes Gesicht wiedergeben als das, welches der schwächliche Uschatz auf den ersten Eindruck vermittelt. Die Gesichtszüge sind hart und kantig und lassen einen entschlossenen, kräftigen Mann vermuten. Es treten Gesichter zutage, wel-

che nicht nach Ähnlichkeit mit ihrem Original streben, sondern – ganz nach dem Willen Lerskis – Spielraum für die Fantasien der Betrachter lassen.

Diese Absicht demonstriert Helmar Lerski auch in zahlreichen Serien mit anderen Gesichtern, so etwa in den Porträts Berliner Handwerker mit seiner ihm eigenen, pathetisch anmutenden Schweizer zu sehen sind. Ab den 90er Jahren nimmt sie die Arbeit an der Serie ihrer Strandporträts auf: strenge Frontalaufnahmen von jungen Menschen an

Eine völlig andere Charakteristik prägen die rund 70 großformatigen, farbigen Porträts der Holländerin Rineke Dijkstra (*1959), welche in der Halle und Galerie des Fotomuseums zu sehen sind. In den 90er Jahren nimmt sie die Arbeit an der Serie ihrer Strandporträts auf: strenge Frontalaufnahmen von jungen Menschen an Stränden in den USA, den Niederlanden, Belgien, Polen, Gabun und der Ukraine. Im Moment, in dem sich eine Pose zu bilden beginnt, drückt Dijkstra auf den Auslöser. Sichtbar werden in Blick und Haltung Unsicherheit und Zögern, aber auch Selbstbewusstsein und Zuversicht der Heranwachsenden; in den westlichen Ländern haben sie einen gefestigteren Ausdruck als in den östlichen Ländern.

Erweitert und ergänzt werden die Strandporträts durch Aufnahmen soeben gewordener Mütter, von Mädchen aus dem Berliner Tiergarten und dem Buzzclub, von portugiesischen und spanischen Stierkämpfern, von israelischen Soldatinnen und Soldaten. Die Fotografien handeln vom Einzelnen und vom Allgemeinen zugleich.

Innen eigen ist die thematische Konzentration, die kontinuierliche Wiederkehr an den gleichen Raum, an densel-

ben Ort – und zuweilen sogar die Begegnung mit derselben Person. In einem Zeitraum von neun Jahren dokumentiert Rineke Dijkstra im holländischen Asylbewerberheim Leiden eindrucksvoll den persönlichen und kulturellen Reifeprozess des Flüchtlingsmädchen Almerisa.

Die Fotografin schafft Porträts, welche keine repräsentativen Bestätigungsrituale wiedergeben. Statt dessen stellen sie eine Balance von Individuellem, von Gruppenspezifischem und Allgemeinem, von universal Menschlichem (Geburt und Tod) her. Urs Stahel, Leiter des Fotomuseums Winterthur, spricht Rineke Dijkstra „eine neue, sehr eigene Interpretation eines klassischen Porträts“ zu: „Im Zeitalter der grellen Posen, der schrillen Schreie“ erzeuge sie „mit dieser stillen, gefüllten Gegenwart eine neue Form der Monumentalität und eine neue Form der Schönheit im fotografischen Porträt.“ Der Traum vom Ich, das ist die Frage nach dem eigenen Sein, nach dem Maß der Fremd- oder Selbstbestimmung, nach der persönlichen Freiheit, der Selbstfindung und dem Zusammenleben in der Gruppe. Formal wie inhaltlich vielschichtig geht diesen Fragen die Sammlungsausstellung des Fotomuseums nach, indem sie eine Auswahl international renommierter und Schweizer Fotografen präsentiert.

Die Fotografin schafft Porträts, welche keine repräsentativen Bestätigungsrituale wiedergeben. Statt dessen stellen sie eine Balance von Individuellem, von Gruppenspezifischem und Allgemeinem, von universal Menschlichem (Geburt und Tod) her. Urs Stahel, Leiter des Fotomuseums Winterthur, spricht Rineke Dijkstra „eine neue, sehr eigene Interpretation eines klassischen Porträts“ zu: „Im Zeitalter der grellen Posen, der schrillen Schreie“ erzeuge sie „mit dieser stillen, gefüllten Gegenwart eine neue Form der Monumentalität und eine neue Form der Schönheit im fotografischen Porträt.“ Der Traum vom Ich, das ist die Frage nach dem eigenen Sein, nach dem Maß der Fremd- oder Selbstbestimmung, nach der persönlichen Freiheit, der Selbstfindung und dem Zusammenleben in der Gruppe. Formal wie inhaltlich vielschichtig geht diesen Fragen die Sammlungsausstellung des Fotomuseums nach, indem sie eine Auswahl international renommierter und Schweizer Fotografen präsentiert.

JOACHIM SCHWITZLER

Dauer der beiden Einzelausstellungen in Fotostiftung und Fotomuseum: bis 22. Mai. Sammlungsausstellung: bis 9. Oktober. Di bis So 11-18 Uhr, Mi 11-20 Uhr. Besonderer Hinweis: Pfingstsonntag und –montag 11-18 Uhr geöffnet.

@ Im Internet: www.fotomuseum.ch

Faszinierendes Spiel der Hoffnungslosigkeit

„Waterloo“ nach einem Stück von Marlene Streeruwitz im Singener Kulturzentrum „Gems“

Mit der Schlagerdramatik von Abba hat das nichts zu tun. Eher mit der verheerenden Niederlage, für die Waterloo in der Geschichte steht. Menschen, denen es eigentlich gut gehen müsste, sind ihren Ängsten erlegen. Sie haben aufgehört zu kämpfen. In Singen in der Gems hatte „Waterloo“ Premiere, eine Theaterinszenierung, die sich das Leiden des modernen Menschen am Leben näher besieht. Es sind die Frauen, die sich diesem Druck stellen. Nicht freiwillig, sondern weil die Männer sich davon gemacht haben, als es ernst wurde.

Auf einem Bahnsteig irgendwo auf der Welt stehen drei Männer und drei Frauen, die am Ende einer Urlaubsreise in lächerlicher Kluff auf dem Weg nach Hause sind. Der Zug kommt nicht, stattdessen ein Trupp Paramilitärs, der

eine Leiche zurücklässt. Während die Männer unter dem Vorwand, zu dritt ein Taxi zu suchen, von der Bildfläche verschwinden, sind die Frauen mit dem Toten konfrontiert. Und mit ihren Ängsten und Lebensenttäuschungen.

Ein faszinierendes Spiel der Hoffnungslosigkeit hat Marie Luise Hinterberger mit ihren Schauspielern der Singener „Werkstatt“ ins Bild gesetzt. Da stehen sie, die drei Frauen, bedrängt von der Gewalt der vier Bewaffneten und ihrer Biografie. Die junge ist schwanger, ihre Quasi-Schwiegermutter hätte lieber eine Abtreibung, die dritte nagt am unerfüllten Kinderwunsch. Die Dicke des Bauchs als Fluchtpunkt des Lebens. So oder so. Regine Domsloj, Kirsten Kirschnick-Pannki und Delphine Royer beschwö-

ren ein Frau-Sein herauf, das tiefer wurzelt als in der zufälligen sozialen Wirklichkeit.

Marie Luise Hinterberger hat die Inszenierung, die auf dem Stück „Sloane Square“ von Marlene Streeruwitz basiert, mit einem nahezu archaischen Moment versehen. Zwei Pennerinnen umschleichen die Szene, abgerissene Gestalten, die sich die Leiche wie eine Beute teilen, sie zerteilen und mit gleichgültiger Grausamkeit in einen Müllsack stecken. Keine nährenden Mütter, eher rüdische Hündinnen. Max Dürrs klanglicher Hintergrund zerrt zusätzlich die Bedrohlichkeit und Bedrohtheit des Lebens hervor. Und was für ein Bild, wie die eine, Maria heißt sie, am Bühnenrand sitzend die Leichenpuppe auf den Schoß nimmt und

das Gedärm heraus zieht, wobei sie davon erzählt, wie ihr Leben misslungen ist.

Nie sind das Jammertiraden. Stattdessen die Klage der Frauen, die das Leben und die Hoffnung austragen sollen und dabei jämmerlich allein gelassen werden. Und so nur das Ehe-Elend weiter geben können. Mit Trara kehren die drei Helden zurück, als die Gefahr gebannt ist. Der Zug kommt auch, es geht heimwärts. Die Grube schließt sich wieder. Ein erstaunliches Ensemble hat eine ungewöhnliche Inszenierung geschafft. Lang anhaltender Beifall.

MARIA SCHORPP

Nächste Vorstellungen 7. bis 8. Mai, 3. bis 5. Juni, jeweils ab 20.30 Uhr.

Magie und Farbe

Zur Eröffnung des Quilt-Festivals auf der Höri

Während es draußen in Strömen regnete, explodierten im großen Festzelt regelrecht die Farben. Viele waren gekommen zur Eröffnung des Quilt-Festivals „Höri 2005“ und offenbar auch von weither: Man hörte es amerikanisch und französisch sprechen; eine ganze Anzahl Schweizer und Österreicher waren da. Die Veranstalter haben ganze Arbeit geleistet. Siegfried Schaffer, der Inhaber des Höri-Hotels in Hemmenhofen, hatte sich nach dem großen Erfolg der letztjährigen Veranstaltung dazu entschlossen, neben dem Hotel ein Zelt aufbauen zu lassen, das den Festival-Charakter noch unterstreicht. In dem Zelt sind alle 150 Arbeiten ausgestellt, die am Wettbewerb „Hermann Hesse und die Magie der Farben“ teilgenommen haben – ein Meer an Farben und Formen.

Zur Eröffnung erhielt Ginie Curtze, die so bezeichnete „Ur-Mutter“ des Quilt-Festivals, mehrfachen Applaus für ihr enormes Engagement, das die Höri für nahezu vier Wochen zum Magnet werden lässt sowohl für Liebhaber der textilen Kunst wie für Hesse-Freunde. Während dieser Zeit werden die „Network Quilters“, sechs Frauen aus dem gesamten Bundesgebiet und der Schweiz, in der so genannten offenen Werkstatt im Festzelt dem Publikum zeigen, was Quilten ist. Allesamt sind sie wirkliche Textil-Künstlerinnen. Ihre Ausstellung im Hermann-Hesse-Haus in Gaienhofen zeigt, in welcher Weise sie sich von den verschiedenen Romanen des Dichters inspirieren ließen. Die Quilts werden in szenischen textilen Installationen präsentiert und wollen, so heißt es, dazu einladen, „die Romane neu zu entdecken“. Mit der im Zusammenhang mit dem Quilten mitunter assoziierten Hausbackenheit haben diese Werke nichts mehr zu tun.

Die Arbeiten der Network Quilters sind auch Gegenstand eines kleinen Buches, das zur Eröffnung vorgestellt wurde: „Magie und Farbe – Textilkunst inspiriert von Hermann Hesse“. Herausgegeben hat es der Singener Buchhändler und Verleger Michael Greuter; die Idee stammt im Wesentlichen von Ginie Curtze. Das Buch gefällt durch satte Farben und ein überzeugendes Layout. Greuter freute sich: „Ich find's hervorragend.“

Sehenswertes gibt es beim Quilt-Festival an verschiedenen Orten, manche davon zeichnen sich durch eine beson-



Ginie Curtze und Michael Greuter bei der Buchpremiere. BILD: CA

dere Atmosphäre aus. Die Scheunengalerie in Hemmenhofen etwa, wo die diffizilen Kunstwerke der Japaner hängen. Oder der Torkel im gleichen Ort, mit einer Einzelausstellung. Prinzipiell in das Festival einbezogen sind Gaienhofen und Hemmenhofen.

Die Initiatorin Ginie Curtze selbst zeigte sich beeindruckt. Insbesondere mit einem so großen Interesse am Quilt-Wettbewerb habe sie nicht gerechnet. „Wenn es vierzig, fünfzig Teilnehmer werden, dachte ich, das sei schon viel“, sagte sie. Es wurden knapp 150. Zum größten Teil seien die Bewerbungen über das Internet gelaufen. In Form und Vielfalt dürfte die Ausstellung einmalig sein.

Das Programm zwischen dem 5. und dem 29. Mai ist vielseitig. Neben den Ausstellungen gibt es Seminare, in denen unterschiedliche Quilt-Techniken erlernt werden können. Ein Fachmarkt im Festivalzelt bietet darüber hinaus Materialien zu allen Aspekten des textilen Arbeitens. Und auch Hesse-Herausgeber Volker Michels wird wieder zugegen sein: Als Mittelpunkt bei einem „Dinner“ im Höri-Hotel am heutigen Abend und Sonntag Vormittag bei einer „Matinee“.

CLAUDIA ANTES-BARISCH

Weitere Einzelheiten zum Quilt-Festival können beim Kultur- und Gästebüro Gaienhofen erfragt werden. Tel. 07735/81823.

Vom Himmel durch die Welt zur Hölle

Internationales Bodenseefestival: Genfer Ballett im GZH in Friedrichshafen

Leni Riefenstahl ist die Ikone der nationalsozialistischen Körperästhetik. Ließen sich ihre Filmaufnahmen von der Olympiade in Berlin mit ihren späteren Arbeiten über afrikanische Stammesvölker zu einer Einheit bringen, wäre man von John Neumeiers Choreographie „Le Sacre“ nicht mehr weit entfernt. „Le Sacre“, getanz auf Igor Strawinskys perkussiver Orchesterkomposition „Le Sacre du Printemps“, ist der beängstigende Höhepunkt des Auftritts der Ballettcompagnie des Grand Théâtre de Genève in Friedrichshafen.

Strawinsky war während der Komposition an seinem Werk von der Vision einer Frau erfüllt, die sich während eines archaischen Rituals zu Tode tanzt. Neumeier führt diesen Primitivismus nun durch die Erfahrung des Faschismus hindurch und nimmt ihm dadurch seine Unschuld: Die zu Tode Gehetzte ist zuletzt auch eine zu Tode Gehetzte. Die Körper des Ensembles werden zu gestählten Reliefs einer Kraft, die ihren Barbarismus nicht mit archaischer Nativität, sondern im vollen Bewusstsein ihrer Macht ausübt. Jeder der Tänzerinnen und Tänzer macht sich zum Teil einer Maschine, eckige Bewegungsabläufe verwandeln das Ensemble in einen stellenweise gleichgeschalteten Apparat, unterbrochen immer wieder durch

ein unkontrolliertes Zucken der Glieder – der Verlust der Selbstkontrolle ist zugleich ein Zustand der kaltwütigen Ekstase, die die gereckte Faust zu ihrem Signum wählt. Bereits Pabolini setzte diese Geste ein, in seinem Film „Die 120 Tage von Sodom“. In diesem Film und auch in der Choreographie führt die Katharsis durch eine Orgie der Gewalt, oder doch der gewalttätigen Gebärdens. Dies ist der Urgrund, auf dem „Le Sacre“ noch die vielen emporstrebenden Momente wachsen: Wie in der romantisch-esoterischen Mondsucht der nationalsozialistischen Körperertüchtigung, führt der Weg ins Lichte hier nur über ein Opfer, das schon in den gereckten Händen seiner Häsher zappelt. „Le Sacre“ wurde zu einem Meisterwerk, bei dem sich vor den Augen des Publikums ein Abgrund öffnet.

Das Genfer Ballett tanzte an diesem Abend vom Himmel durch die Welt zur Hölle – und wenn die Hölle mit „Le Sacre“ das Ende darstellte, so war zuvor die Choreographie „Selon désir“ von



Das Ballett in Aktion. BILD: U.

Andonis Foniadakis mindestens bereits das Fegefeuer, beherrscht von einer Entfesselung mit schrecklich schönen Zügen. Gemixt, gesampelt und zur Endloschleife verbunden,

schlossen sich Auszüge aus Johann Sebastian Bachs Passionen zu einer musikalischen Sphäre des ekstatisch erlebten Leids: Das Ensemble wandelt sich zu einer Meute von Furien, die in immer neuen Gruppen einen rauschhaften Zustand der Auflösung zelebrieren. Vom Heiligen Geist oder bösen Mächten besessen, machen die Leiber Tanz wieder zu einem Ur-Erlebnis, in dem die Choreographie sich dem Veitstanz annähert: Als scheinbar kopflose Meute rollt das Ensemble die Bühne auf, bildet eine sich überstürzende Welle, in der beständig gefallen und gestorben wird, während andere sich wiederum in Geisterseher verwandeln, ihre Körper zu materialisierten Visionen, die dem Siechtum rings umher durch ein him-

melwärts gerichtetes Streben entkommen. Wie Wundbrand frisst sich die Choreographie in die Ordnungsprinzipien einer vom Kopf gesteuerten Tanztradition hinein. Das hat freilich seinen Preis: Die Ergebnisse in einen orgiastischen Zustand bringt den Verzicht auf eine Entwicklung mit sich, die über den Rausch hinausginge.

Konventioneller fiel die Nacho Duetos Choreographie „Remansos“ aus, getanz auf die ebenso innigen wie auch expressiven Klavierstücke von Enrique Granados. Ein mühelos-anmutiger Liebesreigen, oft mit einer humorigen Note, bei der sich moderner Tanz mit dem anmutigen Ausdruck des klassischen Balletts verband. So atmete die Choreographie eine durchaus doppelböde Romantik, die an die Stelle einer allzu fließenden Hingabe eine klare Geometrie rückte. So appelliert „Remansos“ gerade nicht eindimensional an einen im Publikum schlummernden Gefühls hunger, und macht sich deshalb auch nicht zu dessen Gefangenen. Nichtsdestoweniger zog das Genfer Ballett das Publikum in seinen Bann: So mutig, kompromisslos und dabei vielschichtig wie hier im Rahmen des Bodenseefestivals ist Tanz nur selten zu erleben.

HARALD RUPPERT